

Max Untier

Berichte aus dem Exil

Verirrungen - Verwirrungen
und kleine Rundgänge

Eine Auswahl von Texten aus den Jahren
1979 - 2024

© 2026 Max Untier

Umschlaggestaltung: Sigurt Funk,
Alle Rechte beim Autor

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien, Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebersdorf, Österreich

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung
info@buchschmiede.at

ISBN: 978-3-99192-135-6

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Es ist immer auch die Frage, ob denn der Mensch von Natur aus gut oder böse ist, die uns als Hintergrundrauschen auch in diesen hier vorliegenden Texten beschäftigt. Während die einen, zu denen unter anderen sicherlich Jean-Jacques Rousseau, der wohl bekannteste französische Ideologe, und Fürst Pjotr Alexejewitsch Kropotkin, einer der maßgeblichen Anarchisten des beginnenden 20sten Jahrhunderts, zu zählen sein werden, wohl eher ersterer Vermutung zustimmen würden, gibt es ebenso viele und ebenso bedeutende Stimmen, die glauben, belegen zu können, dass der Mensch, so er nicht durch die Macht einer ordnenden weltlichen oder supraweltlichen Instanz daran gehindert werde, misstrauisch, hinterhältig und egoistisch, also, wie Thomas Hobbes meinte, des Menschen Wolf sei.

„Die Apokalypse steht ins Haus. Wir Untiere wissen es längst, und wir wissen es alle. Hinter dem Parteiengezänk, den Auf- und Abrüstungsdebatten, den Militärparaden und Anti-Kriegsmärschen, hinter der Fassade des Friedenswillens und der endlosen Waffenstillstände gibt es eine heimliche Übereinkunft, ein unausgesprochenes großes Einverständnis: daß wir ein Ende machen müssen mit uns und unseresgleichen, so bald und so gründlich wie möglich – ohne Pardon, ohne Skrupel und ohne Überlebende.“

Ulrich Horstmann, „Das Untier“ Konturen einer Philosophie der Menschenflucht, Suhrkamp, Erste Auflage, Medusa Verlag, Wien-Berlin, 1985, S.7

Im Burgenloand is schein, wann's reagnt, kannst net geihn,
die weag voulla loam,
oba dahoam is dahoam!

(Alte „tiefgründige“, burgenländische Weisheit!)

Nicht alles, was nicht gelogen ist, ist auch wahr!

Inhaltsverzeichnis

Franz	7
Eine Skizze	8
Franz fährt mit dem Fahrrad durch das Franzensland	14
Franz glaubt	16
Franz – so ganz nebenbei	18
Weihnachtszeit	20
Nachrichten aus dem Süden	21
Maturaball	27
Wieder einmal kein denkwürdiger Tag	37
ulrichsberg	38
Die Sache mit dem rechten Eiter	39
Hekates Niederlage	41
Die Reise des kleinen Eigentlich	58
Der Willi	59
Franz und Charly sind Freunde	68
New Deal	70
Quer und anders gedacht	71
Verwundung	73
Tschecherl	74
Schachlektion	79
Brief aus der Fremde	80
Herr Pelikan	83
Mitgliedsbeitrag und mein Innerstes	84
Gegen das Ticken der Pendeluhr bleibt alles andere unzugänglich	86
Kurze Notiz	88
Haben	89
Überschreiben	90
Hege-Gedicht	91
Alltagsgeschichte	92
Das Erbe der Väter	94
contra	99
frühling	100
unvermeidlich	101
Mangold liest Houellebecq	102
Warum schreibt Mangold	107
Abgehoben	109
Man kann nicht wissen	110
richtungswechsel	112
Angekupfert	113
Künstlerproblem	114

intransigenz 115
Hoffnungen; Utopien und andere Illusionen 116
manche dinge kann man 121
Sich einen Namen machen 122
Konvertit 123
Über Nuancen und die Sinnhaftigkeit reiner Ereignisse 126
vertröstung 127
ordnung 128
Was ist dir geschehen, Elfriede? 130
Liebe unter Umständen 133
urzeitliches 134
über das lachen 135
blessur 136
leberkäse 137
es gibt immer gegebene anlässe 138
Gigi oder Ärger mit Rubinowitz 139
zeitlich 144
Terra incognita 145
über das vergessen 148
Kurzgeschichte 150
anpassung 151
hoffnungsvoll 152
Die Sache mit dem Glauben 153
querdenker 154
missio 155
Der Adel des Alten 156
Überlegungen zur Identität 158
Vogelstudie 159

Franz

Das Land, in dem Franz lebt, heißt Franzensland. Franz ist ein beliebter Name in Franzensland. Deswegen ist Franz auch ganz stolz, dass er Franz heißt und nicht Erwin oder Johann. Obwohl auch das beliebte Namen sind. Franz kennt viele, die auch Franz heißen. Einige von ihnen sind schon tot. Der heilige Franz von Assisi beispielsweise ist schon lange tot. Andere leben leider noch. Vielleicht sind sie auch deswegen weniger berühmt?

Vor zwei Jahren wurde ein Film im Ort gedreht, der keinen Namen hat, ein Film über die Zigeuner, die man jetzt nicht mehr so nennen darf, da dachte sich Franz, dass es ganz schön wäre, berühmt zu sein. Franz denkt viel daran, deswegen schimpft seine Mutter auch oft mit ihm. *„Denk nicht so viel, Franz!“*, sagt sie immer, *„Denken bringt nichts Gutes und hält dich nur von der Arbeit ab! Wer zu viel denkt, der bringt es zu nichts!“* Aber seit der Franz gesehen hat, dass alle Mädchen im Dorf begeistert von den berühmten Filmschauspielern sind, muss Franz immer daran denken, wie es wohl zugehe, wenn er berühmt wäre und nimmt sich noch fester vor, auch berühmt zu werden.

Franz ist guter Dinge, weil der Herr Bürgermeister, dem er von seinem Plan erzählt hat, ihm seine volle Unterstützung angeboten hat. Und was der Herr Bürgermeister verspricht, das hält er auch. Aber, wenn es nicht bald klappt mit dem Berühmtsein, wird es sicher nichts mehr, denkt sich Franz.

Auf das Gestorbensein will sich Franz nicht trösten lassen, weil er dann das Berühmtsein nicht mehr so genießen würde können, denkt sich Franz weiters. Und manchmal denkt sich Franz, dass die einzige Möglichkeit berühmt zu werden darin bestünde, von einem Lastwagen überrollt zu werden. Aber das ist auch nicht so einfach, denkt sich Franz.

Eine Skizze

Franz glaubt an die Menschlichkeit der Menschen, seit er denken kann. Deswegen geht Franz auch regelmäßig in die Kirche und engagiert sich in den Vereinen im Dorf. Das macht den Franz beliebt im Ort. Franz singt im Gesangsverein die Tenorstimme, die sehr selten ist. Er löscht Feuer mit der Feuerwehr und hat trotzdem noch nie einen Heustadel angezündet. Und auf die Feuerwehrfeste, auf denen er hin und wieder ein Lied singen darf, geht er auch sehr gerne. Das freut die Kameraden von der Wehr, denn Franz singt schöne Volkslieder und manchmal spielt er mit seiner Gitarre dazu. Noch lieber aber haben seine Kameraden, wenn Franz ihnen statt der Volkslieder das Lied vom Tröpferlbad singt, das sie sonst nur von den Schallplatten oder aus dem Radio kennen. „Das Tröpferlbad“, von dem nur Eingeweihte wissen, welch segensreiche Einrichtung das war und welchen Zweck es hatte, bei dem sie immer viel lachen müssen, ist auch das Lieblingslied von Franzens Ehefrau, die ihn, weil sie Eva heißt, immer an das Paradies erinnert, das nun für immer verloren ist. Das zumindest hat der Herr Pfarrer noch bei der Heiligen Messe zu Ostern gesagt.

Franz ist mit seiner Eva nun schon seit dreißig Jahren verheiratet und deswegen möchte sich Franz auch nicht scheiden lassen. In Gesellschaft und zu fortgeschrittener Stunde bittet Eva ihren Franz, die Gitarre zur Hand zu nehmen und das „Tröpferlbad“ zu singen. Eva spricht, wenn sie von Franz spricht, immer von „ihrem“ Franz, so als hätte sie den Franz eingekauft auf dem Jahrmarkt oder im Supermarkt oder im Einkaufszentrum, wohin sie gerne und oft geht. Franz fühlt sich auch ganz als „ihr“ Franz und wenn Eva sagt, dass er „ihr“ Franz sei, dann ist der Franz ganz glücklich und wenn sie sagt: „Spucks aus!“, dann spuckt der Franz auch sofort seinen alten Kaugummi - oder was er sonst gerade im Mund hat – aus.

Das hat der Franz aber schon als kleines Kind von seiner Mutter gelernt. Als Kind hat er sich aber immer gefürchtet, wenn die Mutter „spucks aus!“ gesagt hat, weil er gewusst hat, dass es darauf ankam, es sofort zu tun. Was einem befohlen wird, muss

man immer sofort tun, hat die Mutter gesagt. Und dass das nur zu seinem Besten sei. Und so macht er das bei „seiner“ Eva nun auch.

Wenn Franz das „Tröpferlbad“ vorsingen soll, muss sich der Franz, das verlangt seine ihm gut bekannte innere Stimme, die oft zu ihm spricht, anfangs ein bisschen sträuben und sich fest zureden lassen von der Eva und den anderen, die ihn dann immer erwartungsvoll anblicken, bevor er sich dann doch dazu hinreißen lässt, es ihnen vorzusingen. Dann singt er meist aber doch gerne, obwohl er schon ein paar Zeilen des Originaltextes vergessen hat, was niemand der Zuhörer merkt, weil sie das Lied gar nicht mehr anders kennen. Und Franz tut so, als ob es diese Zeilen im Lied gar nie gegeben hätte. Franz hat Übung darin, so zu tun, als ob es etwas, was es gibt, gar nicht gäbe.

In diesem Fall ist das auch ganz einfach, einfacher als sich das zu merken, was er immer vergisst. „Gott-sei-Dank!“, sagt Franz, kann der Mensch vergessen und wird deswegen von seiner Eva für sehr gescheit gehalten.

Franz ist, wie alle anderen auch, dorf-katholisch! Das hilft. Schon als Kind hat sich Franz immer ausgemalt, wie es wäre, würde er Gott vorgestellt und müsse ihm die Hand geben und, weil Gott etwas ganz Hohes ist, würde man bei ihm wohl eine ganz tiefe Verbeugung machen müssen, was sein Vater immer einen „tiefen Diener machen“ genannt hat. Wie bei den Hofräten, die, obwohl es schon lange keinen *Hof* mehr gibt, immer noch in den Ministerien und Landesregierungen sitzen und die Geschicke des Landes und seiner Menschen zu leiten glauben müssen. Der Franz hat schon früh gelernt schöne „tiefe Diener“ zu machen, weil ihn sein Vater das oft hat üben lassen. Die rechte Hand muss man geben, auch das weiß der Franz, die Augen zu Boden gerichtet und einen „schönen tiefen Diener“ machen, das macht man als braver Bub, hat Franzens Vater immer gesagt.

Franzens Eltern waren natürlich katholisch, nicht sehr, aber doch, hat Franzens Onkel der „Herr Karl“ gesagt, der heute - obwohl tot - einer der unbeliebtesten Österreicher ist, weil jeder sich in ihm wiedererkennt. Dennoch hat der Pepperl, der damals in der Volksschulzeit sein Freund war, einmal zu ihm gesagt: „Deine Eltern sind ja

erkatholisch!“ Was seine Eltern und das Katholische mit dem Erz zu tun hätten, sei ihm damals nicht klar geworden, denkt sich Franz. Vielleicht hat ihn sein Freund der Pepperl, der eigentlich Hans, noch eigentlicher Johann hieß, ja auch bloß ärgern wollen damit. Vielleicht glaubte der Pepperl ja auch, sie wären aus dem Erzgebirge eingewandert, so wie die Nachbarn, die auf der anderen Straßenseite wohnen. Der Pepperl hatte es überhaupt mit dem Wort „Erz“! Er verwendete es sehr sehr gerne. Sein Vater sagte der Pepperl, hätte gesagt, sie selbst seien keine „Katholen“, sondern „Erzrote“! Das „Erzrote“ und das „Erzkatholische“ vertrage sich aber nicht. Er solle sich doch statt dem Franz einen anderen, lieber einen „roten“ Freund suchen. Franz und Pepperl haben sich aber meisten ganz gut vertragen. „Erzrot“ zu sein, stellte sich Franz ganz schön vor, weil er dabei immer an die sommerlichen Sonnenuntergänge denken musste.

Die Eltern Pepperls, denen man gar nicht ansah, dass sie „erzrot“ waren, wohnten in einem kleinen Haus, das ihnen selbst gehörte. Aber so ein wirkliches Haus, so wie das von Franzens erkatholischen Eltern, war es nicht, weil es ja viel kleiner als das ihre war. Genaugenommen hatten Franzens Eltern aber gar kein Haus, weil das Haus, in dem sie wohnten, Franzens Großmutter gehörte. Man musste sie deswegen auch „Hausfrau“ nennen. Sie kassierte von Franzens Mutter, die ja ihre Tochter war, monatlich einen beachtlichen Zins, der immer in das Zinsbuch eingetragen werden musste, als Beweis, dass die Zahlung pünktlich erfolgte. Gratis gibt es nichts auf der Welt, hat Franzens Großmutter immer gesagt.

Großmutterns Ehemann, Franzens Stiefgroßvater, hatte ihr als Altersvorsorge ein Zinshaus gebaut. In diesem Haus wohnte Franzens Familie eben. Für den Fall, dass Franzens Großvater sterben sollte, müsse sich Franzens Großmutter ob ihres Auskommens keine Sorgen machen. So sei es dann auch gekommen. Franzens Großmutter ließ ihm dafür einen großen schwarzen Marmorgrabstein aufstellen auf dem sein Name, seine Geburts- und Sterbedaten verzeichnet wurden. Unter diesem Eintrag ließ sie noch einen Zusatz in goldenen Buchstaben eingravieren: „Wagnermeister- und Hausbesitzer“ steht jetzt dort.

Im Zweiten Weltkrieg wäre das Haus beinahe abgebrannt. Die Brandbomben, die die „Tommys“, wie Franzens Vater die Engländer nannte, hätten das Haus beinahe in Schutt und Asche gelegt.

Franzens Vater, der Franzens Mutter erst im Krieg heiratete, hatte alle Hände voll zu tun, die Bombenschäden zu beheben. Dank hat er dafür keinen gehabt, denkt sich Franz. „Ich tu das alles nur für dich!“, habe Franzens Vater gesagt, wenn ihn bei der schweren Arbeit seine unter der Schädeldecke verbliebenen Granatsplitter schmerzten. Für Franzens Großmutter sei er immer ein Habenichtes geblieben, was sie Franzens Mutter immer wieder unter die Nase gerieben habe.

Obwohl immer nur wenig Geld im Hause war, brauchte Franz nie zu hungern. Weil sie sparsame Leute waren, holte sich Franzens Vater vor dem Winter die Kohle aus einer sechzig Kilometer entfernten Kohlengrube. Dort durfte man sich die Braunkohle selbst abbauen. Es war mühsam, sie die sechzig Kilometer zu transportieren, weil er dazu nur einen hölzernen Schubkarren zur Verfügung gehabt habe, sagt Franz. Dafür hätte man sich das Geld erspart und so mehr Lebensmittel einkaufen können.

Franzens Großmutter hingegen hätte immer über kleinere Summen Geldes verfügt und es sogar an andere Leute verliehen, gegen Zinsen versteht sich.

Franzens Vater hat es nach dem Krieg sogar zum Kanzleileiter in der steirischen Landesregierung gebracht, musste aber nebenbei immer noch als Metallpolierer in einer Schlosserwerkstätte arbeiten, die Gepäckträger für Motorroller und Autos erzeugte. Wenn er spätabends nach Hause kam, sah er immer aus wie ein Rauchfangkehrer, schwarz im Gesicht und an den Händen, über und über von schwarzem öligen Staub der Polierscheiben bedeckt. Es war eine mühsame Arbeit. Die Werkstücke mussten mit aller Kraft gegen eine rotierende Polierscheibe, die aus zusammengenähten Stoffresten bestand, gedrückt werden, solange bis das Metall wie ein Spiegel zu glänzen begann. Die mit Inlett, einem Industriefettabfall, bestrichenen Polierscheiben lösten sich dabei langsam auf, so dass in den Räumen, in denen poliert wurde, die Luft immer sehr ungesund und staubig war. Wenn

Franzens Vater über und über mit dem öligen Ruß bedeckt zum Spaß seine Augen weit aufriss, sah er aus wie ein Neger, was man heute nicht mehr sagen darf, weil das eine Diskriminierung ist.

Franz hat als Kind nur einmal einen Neger gesehen, das war, als er mit seiner Mutter ausnahmsweise in die Stadt zum Einkaufen mitfahren durfte. Diesen Neger hat man damals an den Geschäftseingang gestellt, weil das eine Attraktion war zur damaligen Zeit. Damals gab es auch noch den sogenannten „Gummi-Neger“, der hieß aber nur so. Bei ihm konnte man ganz spezielle Gummi- und Schaumstoffartikel kaufen. Heute müsste man das Geschäft wohl in „Gummi-Schwarzer“ umbenennen, damit sich niemand aufregt, denkt sich Franz. Der Neger, der am Eingang stand, war wirklich schwarz und trug eine grellrote Galauniform. Vielleicht würde der Pepperl ja „erzrote“ sagen. Jedenfalls grüßte der Neger immer höflich und lächelte dabei. Die Kinder bekamen Zuckerln. Franz fürchtete sich nie. Vielleicht deswegen, weil Franzens Vater früher auch oft eine Uniform getragen hat.

Seit der Krieg zu Ende war, trug er keine mehr, doch jetzt war er schmutzig, wenn er nach Hause kam. Das aber konnte er abwaschen. Badezimmer hatten Franzens Eltern keines. Sie wuschen sich in einem Lavoir - sie sagten „die Lawur“ dazu, in der Wohnküche, währenddessen Franz immer zu Bett geschickt wurde. Einmal im Monat wusch man sich in der Waschküche im Keller des Hauses. In einem eigens dafür konstruierten Ofen erwärmte man einen großen Zuber Wasser, was den Raum in warmen Wasserdampf hüllte. Wenn sich die Frauen im Keller wuschen, ging Franz manchmal „spechtln“ Vor allem dann, wenn Frau Heinisch aus dem ersten Stock unten in der Waschküche war, hatte er es eilig, zum Kellerfenster zu gelangen. Weil sie die größten und schönsten Brüste von allen hatte und weil es ihr nichts auszumachen schien, wenn sie ihn beim „spechteln“ bemerkte. Nur wenn Franz gar zu frech wurde, hängte sie ein Handtuch vor das Fenster. Immer dann verlor der Franz den Glauben an die Menschlichkeit.

Menschlichkeit ist etwas Fürchterliches, sagt der Franz und niemand will es ihm glauben. Nicht einmal seine Eva, obwohl sie seine Frau ist und ihm sonst fast alles

glaubt, weil das, so sagt sie, die Grundlage einer guten Ehe ist, dass man sich gegenseitig alles glaubt. Franz glaubt nicht alles, auch dann nicht, wenn ihm sein Freund, der Religionslehrer ist und ein Faible für Schamanen und okkulte Phänomene hat, erzählt, dass die einfachsten Menschen über die größte Weisheit verfügen und nur die Armen im Geiste jemals selig werden würden. Immer muss er daran denken, dass es bei ihnen zu Hause geheißen hat, dass nur einer am Hofe anschaffen könne und die anderen zu gehorchen hätten. Maulhalten und Diener machen, hieß es, und dass es im Kleinen so wäre wie im Großen und dass das alles menschlich sei.

*

Franz fährt mit dem Fahrrad durch das Franzensland

Franz fährt gerne mit dem Fahrrad. Und da Franz im Franzensland wohnt, fährt er, wenn er von zu Hause wegfährt, direkt in das Franzensland hinein und durch es hindurch. Er durchquert es manchmal sogar. Das Fahrradfahren soll ja sehr gesund sein, zumindest sagen das die franzländischen Ärzte, weil man sich dabei manchmal sogar ein bisschen anstrengen muss. Weil aber große Anstrengungen weniger gesund sein sollen, fährt der Franz immer nur ein paar wenige Kilometer. Dann macht er eine ausgiebige Rast bei einer der vielen Buschenschänke, isst ein großes Speckbrot oder eine anständige Brettljause, trinkt dazu ein paar Spritzer und wenn ihn die Speckbrote oder die Brettljause gar zu sehr im Magen drücken, genehmigt er sich als Drüberstreuer noch ein paar doppelte Obstler. Anschließend fährt er wieder nach Hause und freut sich, wieder einmal etwas für seine Gesundheit getan zu haben. Zu seiner Eva sagt er immer: „Würden alle so gesund leben wie ich, würde sich der österreichische Staat ein Menge an Spitalskosten ersparen, und wir müssten nicht so hohe Steuern zahlen.“

Dann gibt ihm die Eva noch eine anständige Portion vom Schweinsbraten, der am Vortag übrig geblieben ist, mit Sauerkraut und Semmelknödel -versteht sich-, damit der Franz nicht ganz vom Fleisch fällt, nach der anstrengenden Radtour.

Früher haben die Franzensländer den Franz immer ausgelacht wegen des Fahrradfahrens. In den letzten Jahren ist das Franzensland aber eine richtige Sportnation geworden. Viele Franzensländer, vor allem Franzensländerinnen, haben sich inzwischen Schistöcke gekauft, weil man mit diesen angeblich viel besser spazieren gehen kann. Das heißt jetzt auch hier im Franzensland „nordic-walking“, obwohl das Franzensland gar nicht im richtigen Norden liegt. Weil aber „southic-walking“ eher nach „saudick-walking“ klingt und sich die Franzensländer nicht gerne an ihre Körpermaße erinnern lassen wollen, sagen sie halt weiterhin; „nordic-walking“!

Schifahren tun die Franzensländer, obwohl jetzt viele wenigstens schon Schistöcke

besitzen, nicht gerne. Nicht nur deswegen, weil es im Franzensland selten viel Schnee gibt, auch die Berge sind nur wenig hoch.

Besonders beeindruckt ist der Franz von der franzensländischen Baukunst. Darüber erzählt er ein anderes Mal, sagt er.

*

Franz glaubt

Franzens Eltern sind Geschiedene. Deswegen hat der Herr Pfarrer ihnen gesagt, dass es ihm, weil sie doch beständig in Sünde lebten, nicht erlaubt sei, ihnen das heilige Sakrament der Kommunion zu spenden.

Da Franzens Eltern nicht aufhören wollten mit dem Sündigen, hielten sie sich von der Kirche und ihren Sakramenten fern. Das fiel ihnen nicht schwer, weil sie zum Zahlen des Kirchenbeitrages nun nicht mehr zum Pfarrer gehen mussten. Da ihnen nun Geld übrig blieb, begann Franzens Vater mit dem Rauchen. Eines Tages entstand aus der sündigen Beziehung zu allem Überfluss auch noch der sündige Franz. Aber der sündige Franz, der bei seiner Geburt ja noch keinen Namen trug, wurde bereits wenige Tage, nachdem er das sprichwörtliche Licht der Welt erblickt hatte, wie es sich im katholischen Franzensland gehört, zum Pfarrer gebracht, der dem sündigen Sonntagskind etwas heiliges Wasser über den Kopf goss, worauf dieser erst den Namen Franz erhielt. Die Sündhaftigkeit blieb, weil dem Franz dieser Vorgang gar nicht gefiel, was er durch heftiges Brüllen unter Beweis stellte. Es war ja auch das Einzige, was er tun konnte. Mehr hatte er bisher nicht gelernt. Das aber brachte niemanden aus der Ruhe. Auch den Herrn Pfarrer ließ das Gebrüll so kalt wie das Weihwasser auch war.

Da der Balg nun getauft, der Franz nun der Franz und ein Kind Gottes geworden sei, könne dem Franz im Falle eines plötzlichen Todes endgültig nichts mehr passieren, sagte der Pfarrer. Das schien auch den kleinen Franz beruhigt zu haben. Dieser habe jedenfalls die Schreierei alsbald eingestellt, erzählte man sich später.

Bis zu seinem Schuleintritt hatte der Franz mit dem lieben Gott nichts mehr zu tun. Erst als er, der damals Sechsjährige, versuchte, der fünfjährigen Christl, seiner im gleichen Haus wohnenden Spielkameradin, unter das Höschen zu blicken, fühlte er sich ein bisschen vom lieben Gott beobachtet, weil ihm einfiel, einmal gehört zu haben, dass der liebe Gott alles sehe, was man tue. Daraufhin habe ihn tagelang ein

schlechtes Gewissen geplagt. Und auch später noch, als er schon ein erwachsener Franz war, und die Christa zufällig auf der Straße traf, schämte er sich ein wenig seiner Neugier und auch deswegen, weil ihnen Gott ja zugeschaut hatte.

Richtig los mit Gott ging es aber erst in der ersten Klasse Volksschule, weil er da in den Religionsunterricht kam. Sein Religionslehrer, ein gewisser Herr Prettendorfer, der immer eine hirschlederne Knickerbocker und dicke Wollstrümpfe trug und von allen Schülern gefürchtet war, weil er mit seiner rechten Hand an der er einen goldenen Siegelring trug, Kopfnüsse austeilte, die auch dem Franz sehr weh taten, wenn er einer der mit dieser Wohltat bedachten war. Der Herr Religionslehrer war auch sehr sportlich, denn er konnte mühelos von seinem Katheder aus jeden x-beliebigen Schüler in der Klasse mit seinem großen Schlüsselbund am Kopf treffen, was er nicht oft genug zu beweisen müssen glaubte. Bald getraute sich niemand mehr zu „schwätzen“ wenn er am Katheder sitzend vom lieben Gott erzählte.

In der zweiten Klasse bekam Franz dann Gott-sei-Dank einen anderen Religionslehrer, der keine „Kopfnüsse“ mehr austeilte, dafür aber hervorragend mit dem dicken hölzernen Zeigestab, einem obligaten Utensil der Nachkriegspädagogik, umzugehen wusste. Es krachte fürchterlich, wenn er dieses Ungetüm auf die Bank eines ihm unaufmerksam erscheinenden Schülers herniedersausen ließ. Das alles hatte aber nur eines im Sinn, er wolle aus Franz einen gottesfürchtigen Menschen machen, der zwischen Gut und Böse zu unterscheiden lerne.

Nach einem weiteren Jahr kam seine Nachfolgerin, der die zweifelhafte Aufgabe zufiel, Franz in der dritten Klasse endlich an Gott anzunähern. Zu diesem Zweck erforschte sie montags regelmäßig, wer der Schüler am Sonntag den Gottesdienst besucht habe. Ausreden wurden nicht zugelassen und zu schwindeln war sinnlos, weil sie den Inhalt der Predigt abfragte. Auch hier fiel es Franz schwer Gutpunkte einzuheimsen. Dann kam ein junger, fescher, blonder Kaplan, mit blauen Augen, der es allen Jungfrauen des Ortes angetan hatte. Der wollte aus Franz einen Ministranten machen, doch Franz erkrankte vorsorglich an Scharlach und glaubt seither fest daran, dass es Gottes Wille war, der ihn noch einmal davonkommen ließ.

Franz – so ganz nebenbei

Franz lebt so ganz nebenbei. Ganz neben, bei der Stadtbahn.

Franz lebt da – so neben -, dass er die Vibrationen der vorbeifahrenden Züge deutlich in der Magengrube spüren kann.

Immer, wenn einer dieser Lastzüge vorbeifährt, bleibt Franz ganz ruhig stehen oder liegen und wartet regungslos, bis er nichts mehr von ihm spürt.

Früher, als Kind hat er oft seine Wange auf die Geleise gedrückt, weil er sich einbildete, das Herannahen des Zuges so besser, also früher, wahrnehmen zu können. Manchmal hat er sich das aber nicht getraut und ist schnell davongelaufen, auch wenn gar kein Zug im Anrollen war.

Als Franz noch ein Kind war, haben sich öfter Menschen vor den Zug geworfen. Heute ist das aber aus der Mode gekommen.

Franz ist oft bedrückt, und weil er an den Menschen nichts Interessantes und auch nichts Gutes finden kann, geht er ihnen aus dem Weg. Trotzdem hat er immer wieder mit ihnen zu tun.

Franz geht aber gerne in den Supermarkt, obwohl dort Menschen sind, dort aber kann er sich wortlos alles, was er will, aus den Regalen nehmen, ohne dabei mit jemandem reden zu müssen. Franz bleibt oft stundenlang im Supermarkt und geht dort spazieren. Franz hat inzwischen Übung darin, niemandem aufzufallen. Und deswegen kennt ihn auch keine der Verkäuferinnen, weder die, die an der Kassa sitzen, noch die, die Regale einräumen. Franz fällt auf, dass in den Supermärkten fast immer nur Frauen arbeiten.

Weil Franz ganz neben der Stadtbahn wohnt, fährt er auch mit ihr. Er fährt einmal dahin und einmal dorthin. Sonst fährt Franz mit dem Auto. Franz hat aber auch gutes Schuhwerk, aber zu Fuß geht er nicht gerne.

Einmal hat Franz bei seiner Nachbarin, die später bald gestorben ist, fernsehen dürfen. Seit ihn aber im Fernsehen jemand laut und eindringlich gerufen hat, mag Franz

nicht mehr fernsehen. Die Stimme im Fernsehen hat ganz laut „F R A N Z !“ gerufen, und Franz hat sich sehr gefürchtet. Die Nachbarin hat gesagt, dass er das nicht so ernst nehmen darf, er sei nicht persönlich gemeint, es sei nur ein Werbegag einer bekannten Schuhfirma.

Warum die ihn aber im Fernsehen rufen, und was das mit seinen Schuhen zu tun haben könnte, habe sie ihm auch nicht erklären können. Später hat Franz dann auch überall in der Stadt Plakate mit seinem Namen gesehen und sich sehr geniert dafür, seither geht Franz immer barfuß.

*

*

Weihnachtszeit

Es ist sicher nah die Weihnachtszeit
wenn der Papa mit der Mama schreit

*